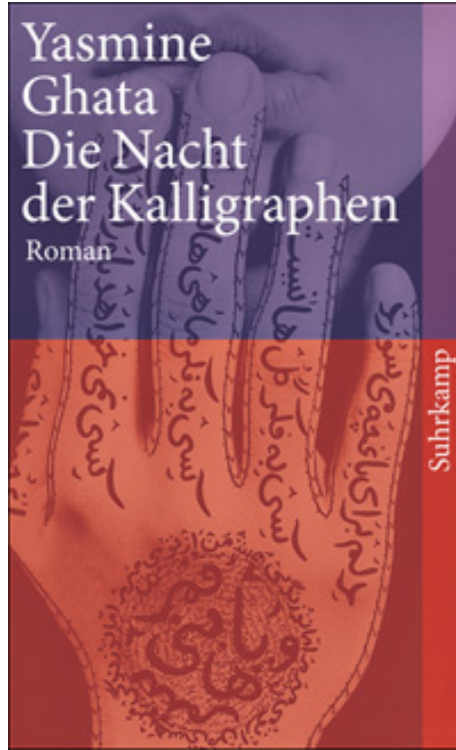


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Ghata, Yasmine
Die Nacht der Kalligraphen

Roman

Aus dem Französischen von Andrea Spingler

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4006
978-3-518-46006-1

suhrkamp taschenbuch 4006

»Ich übte mich in Kalligraphie, um meine Hand darüber wegzutrösten, daß sie voreilig versprochen worden war«, erinnert sich Rikkat und erzählt die Geschichte ihres Lebens. Die Geschichte einer emanzipierten Frau, die in der traditionell von Männern ausgeübten Kunst der Kalligraphie erfolgreich ist. Die Geschichte einer Frau, die zwei Männer, zwei Scheidungen und zwei Söhne hinter sich läßt, weil sie nicht bereit ist, ihre Kunst der Familie zu opfern.

Schön wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht erzählt Yasmine Ghata die Geschichte ihrer Großmutter. In ihrem zärtlichen Nachruf zeichnet sie das Bild einer beeindruckenden Frau in einer unruhigen Zeit – furchtlos, leidenschaftlich, besessen – und spannt mit ihrer Geschichte einen Bogen vom Osmanischen Reich bis in die Gegenwart.

Yasmine Ghata, geboren 1975 in Frankreich, hat eine libanesische Mutter, die Schriftstellerin Vénus Khoury-Ghata, und einen türkischen Vater. Sie studierte Islamische Kunstgeschichte und ist spezialisiert auf die Erstellung von Expertisen für islamische Kunst. *Die Nacht der Kalligraphen* ist ihr erstes Buch.

Yasmine Ghata
Die Nacht der Kalligraphen

Roman

Aus dem Französischen von
Andrea Spingler

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
La nuit des calligraphes
bei Librairie Arthème Fayard in Paris

Umschlagabbildung: Shirin Neshat. Untitled, 1996
© Shirin Neshat, Courtesy Gladstone Gallery, New York

Für Fabrice

suhrkamp taschenbuch 4006
Erste Auflage 2008
© 2007 by Ammann Verlag & Co., Zürich
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Ammann Verlag & Co., Zürich
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46006-1

I 2 3 4 5 6 – I3 I2 II IO 09 08

Die Nacht der Kalligraphen

Ich bin am 26. April 1986 im Alter von dreiundachtzig Jahren gestorben. Istanbul feierte das Tulpenfest in Emirgan. Am Morgen wurde mein Ableben von meinem Sohn Nedim den Behörden von Beylerbey gemeldet, einem Küstenort, der auf den Hügeln des asiatischen Ufers des Bosphorus kauert. Ein unauffälliger Abgang, so wie mein Leben. Nicht einen Augenblick habe ich Angst vor dem Tod gehabt, er ist nur zu denjenigen grausam, die ihn fürchten. Kein Schrei, keine Tränen.

Mein Tod war so sanft wie die Spitze der Rohrfeder, wenn sie ihre Fasern ins Tintenfaß taucht, und rascher, als das Papier die Tinte aufsaugt.

Ich habe darauf geachtet, daß ich keine Unordnung zurücklasse, habe mein Leben und meine Kalligraphieutensilien aufgeräumt.

*Kalem*¹, *makta*², *divit*³ mit ihrem Tintengeruch standen in Reichweite, nach Verwendung und Größe geordnet, in gleichem Abstand voneinander, um Eifersüchteien und Streitereien zu vermeiden. Sie hätten sich nach meinem Tod sonst gegenseitig umgebracht. Ich ging also ganz

1 Schreibfeder aus Schilfrohr.

2 Unterlage zum Zuschneiden der Feder.

3 Schreibzeug, bestehend aus Tintenfaß und Federbehälter.

ruhig und ließ meine Werkzeuge zurück, die mir zur verlängerten Hand, zu zugreifenden Fingern, zu treuen und gehorsamen Gefährten geworden waren, nachdem sie sich einen Moment lang, als Krankheit und Wahnsinn über mich kamen, undiszipliniert verhalten hatten.

Sie waren die Zeugen meines Todes, erstarrten bei seinem Anblick und atmeten auf, als er den Schauplatz verließ. Meine sterbliche Hülle interessierte sie nicht, sie waren froh, sich von mir zu verabschieden.

Noch am selben Tag, wie der Islam es will, wurde ich auf dem Friedhof von Eyyub, einem Hügel, der den Bosphorus überragt, in der mit schlanken Zypressen bewachsenen Erde bestattet. Mein Grabmal wurde von der Universität Istanbul bezahlt. Es ist aus poliertem Stein und trägt wie eine Kopfbedeckung einen Kranz aus Blumen und Früchten. Die Inschrift würdigt meine Talente als Kalligraphin und gottesfürchtige Frau.

Sie standen zu sechst um meinen Sarg: mein Sohn und seine Ehefrau, die sanfte Analphabetin Murchide; Hateme, meine kleine Schwester; Muhsin Demironat, der Direktor der Kunstakademie von Istanbul; und zwei meiner Schüler, Munever, genannt Muna, die begabteste, und der faulste, Omer. Sie waren schweigsam und ernst, als dürfe dieses Ereignis keine anderen Gefühle wecken, vor allem aber erleichtert, mich nach den Anfällen geistiger Umnachtung, die mich immer wieder heimgesucht hatten, in Frieden ruhen zu sehen. Vorbei dieses verfluchte Zittern, das mich um das einzige brachte, was das Leben mir geschenkt hatte: die Kalligraphie und ihre hübsche

Gefährtin, die Buchmalerei. Nun hatte ich meine Ruhe und war gegen jede Panik gefeit.

Als mein Leichnam unter der Erde lag, machte sich Muna als erste aus dem Staub; ohne den Blick vom Boden zu wenden, ging sie mit großen Schritten davon.

Am nächsten Tag gaben meine Kollegen ihren Schülern einen flüchtigen Überblick über mein Werk: Ihnen zufolge hatte ich die traditionelle Kunst der Kalligraphie erneuert, sie für zeitgenössische Abwandlungen geöffnet und die Regeln dieser Disziplin gelockert. Ungewöhnliche Worte. Nur Muna hatte den Sinn meines Werkes erfaßt und kannte das Geheimnis meines Abgangs.

Ich bin im Schlaf gegangen, ich war gar nicht bei mir. Und doch hatte ich mich an jenem Tag im Vollbesitz meines Verstandes gefühlt, bereit, meine Arbeit in Angriff zu nehmen trotz des Zitterns meiner rechten Hand, der einzigen, die mir Widerstand leistete. Nichts ist geblieben von diesem Versuch, nicht einmal ein Strich, eine Linie. Resigniert habe ich mich auf mein Bett gelegt.

Ich habe sorgfältig meine Position gewählt, ungeschlüssig, ob ich meine Arme gestreckt lassen oder auf der Brust verschränken sollte. Das Haar hatte ich tief im Nacken zu einem strengen Knoten gebunden, dazu trug ich mein Lehrerinnenkostüm, das meine langen Beine bedeckte. Wie ich so dalag im Licht der Morgendämmerung, sah meine Haut mit den wenigen braunen Flecken auf meinen alten Händen ganz zart und durchsichtig aus. Die geschlossenen Lider milderten meine Gesichtszüge: das Adlerprofil, das dem von Sultan Mehmed II. glich, und mein autoritäres Kinn.

Niemals hätte ich mir die Ruhe dieser Sekunde vorstellen können. Ich war weder glücklich noch unglücklich, ich war gleichgültig. Dabei hatte ich den Tod anderer Menschen immer gefürchtet. War wie versteinert gewesen bei dem Gedanken, daß er den Körper meiner

Mutter entstellen oder nach Nedim greifen könnte, meinem Sohn aus der Ehe mit Ceri, dem anatolischen Zahnarzt.

Ich habe Ceri bei seiner Rückkehr aus Deutschland kennengelernt, wo er studiert hatte. Trotz seiner guten westlichen Manieren war er so derb geblieben wie der armenische Messerschmied, der unter unseren Fenstern grölte.

In Erinnerung behalten hatte er von dieser Zeit die tristen öffentlichen Bäder und die für seinen Geschmack zu mageren Frauen. Er wollte eine Einheimische zur Frau, jung und traditionell erzogen; meine Jungfräulichkeit und meine Kinderstube garantierten ihm ein gedeihliches Eheleben. Von meinen Näharbeiten war er angetan, meinen ersten kalligraphischen Kompositionen aber schenkte er kaum Beachtung. Nach außen hin höflich, innerlich spröde, hatte er sich einen Beruf nach seinem Bild ausgesucht: Zahnarzt, um das Übel an der Wurzel zu packen. Mein zukünftiger Mann redete wenig, wie seine Patienten, die wortkarg und kieferlahm seine Praxis verließen. Mit der gleichen Brutalität, wie er Zähne zog, sollte er mich um meine besten Jahre betrügen.

Am Tag der offiziellen Vorstellung war ich bei seinem Anblick so niedergeschmettert, daß ich verschüchtert wirkte. Ceri war keine elegante Erscheinung, er hatte einen schwerfälligen Körper, struppige Augenbrauen und einen dicken Schnurrbart. Mir gefiel nichts an ihm, aber das fand ich eher unwichtig. Er schaute seinem Gesprächspartner immer auf die Zähne, eine Berufskrank-

heit, sagte er, die mir aber Unbehagen verursachte. Seine runden Augen, starr wie zwei dicke Murmeln, traten beim Anblick der goldenen Zähne meines Vaters aus den Höhlen und spähten mit geweiteten Pupillen in den Rachen meiner Mutter. Paßte ihm der Patient, zwirbelte er das spitze Ende seines Schnurrbarts und konnte es kaum erwarten, sich über seinen Kiefer herzumachen. Mein Vater hielt meine Sprachlosigkeit für Zustimmung und legte das Datum der Hochzeit fest. Ceri, kein guter Beobachter, folgerte daraus, daß ich nicht von überschwenglichem Wesen sei, und im übrigen schätzte er die Vorteile einer großzügigen Mitgift mehr als langes Gerede. Er sah in meinem Schweigen Unterwürfigkeit, in meinem Gehorsam Bewunderung. Mein Vater stellte uns das bescheidene *Yali*⁴ unterhalb des Wohnhauses der Familie zur Verfügung. Früher wohnte der Pförtner des Anwesens darin, zuletzt diente es als Lagerraum für Möbel, Werkzeug und Angelgerät. Meine Mutter gestaltete diesen heruntergekommenen Schuppen um, und mein Vater ließ einen zusätzlichen Raum anbauen, um die Zahnarztpraxis unterzubringen. In fünf Jahren Ehe lernte ich, den Mund zu halten; ich gab vor, die unfreundlichen Worte oder die Vorwürfe meines Mannes nicht zu hören, und mein zustimmendes Nicken wurde im Lauf der Zeit chronisch. Nach und nach verlor ich die Sprache, bis unser Sohn Nedim zur Welt kam; seine Geburt wurde von einem langen Schrei begleitet, der die Möwen auf dem Deich

⁴ Holzhaus, Sommervilla am Bosporus.

des Bosphorus aufflattern ließ. Ceri stellte überrascht fest, wie laut meine Stimme werden konnte, und bedauerte, nicht die glückliche Ursache dafür zu sein.

Durch diese Geburt kehrte der Lärm unter unser Dach zurück, die Wiegenlieder schufen so etwas wie Harmonie, und ich merkte, welche gegensätzlichen Menschen Ceri und ich waren.

Mein Vater ignorierte meinen Kummer; mit derselben Haltung kehrte er den sowjetischen Passagierschiffen vom Schwarzen Meer den Rücken zu, wenn sie unter unseren Fenstern vorbeizogen. Mitleid hatte keinen Platz am Tisch der Familie. Es war ein geächtetes Gefühl, seit ein Vorfahr, *Muvakkit*⁵ der Blauen Moschee, von Sultan Mahmud II. zum Tod verurteilt und hingerichtet worden war. Dieser Ururgroßvater, Allah habe ihn selig, hatte die Aufgabe, die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Seine ständige Verspätung aufgrund seines Mittagschlafs hatte eine der glanzvollsten Moscheen der Stadt entvölkert. Er verschlimmerte seinen Fall noch dadurch, daß er dem Sultan einen mit Fehlern gespickten Kalender der Glücks- und Unglückstage übergab. Gehenkt wegen Nachlässigkeit. Den Hals in der Schlinge, berechnete er immer noch die Konstellation der Gestirne am Himmel seines Herrschers. Eine erbauliche Geschichte, die uns lehrte, unsere Wünsche mit Vernunft zu äußern und sie den Notwendigkeiten des Lebens zu unterwerfen. Mein

⁵ Verantwortlicher für den Kalender, der die Gebetsstunden und die Zeit des Fastenbrechens während des Ramadan festlegt.

Vater, der der Ansicht war, jede Ehe solle denselben Kriterien entsprechen, fand in der Person Ceris eine ideale Lösung für seine Zahnschmerzen.

Ich übte mich in Kalligraphie, um meine Hand darüber hinwegzutrusten, daß sie so voreilig versprochen worden war. Die Buchstaben zu verrücken, die Zeilen aufzubrechen, das war meine Art, gegen diese Heirat zu protestieren. Immer aber kehrte ich zur strikten Horizontalen zurück, meine Buchstaben waren nicht standfest genug, um auch noch gevierteilt zu werden. So ließ ich sie auf dem Papier ruhen und verdoppelte ihre Kontur. Der Name des Propheten, im Kreis um Allah herum angeordnet, ließ trockene und feuchte Stellen entstehen. Die Zeit des Trocknens entsprach der Verweildauer des Allerhöchsten, nicht mehr als eine Minute im Winter, einige Sekunden in der hochsommerlichen Hitze. Die Kalligraphen blasen nie auf die Tinte; das Trocknen zu beschleunigen bedeutet die göttliche Präsenz zu vertreiben. Da legte ich die weiche Kuppe meines Zeigefingers auf das Papier, ein kleiner Tupfer auf dem nassen Fleck, der merklich schrumpfte. Die Kalligraphen haben alle versucht, jene göttliche Präsenz zu erfassen, keinem ist es gelungen.

Wir, die Kalligraphen, kennen dieses Ritual in- und auswendig.

Die Jahre vergingen, von der Schülerin wurde ich zur Lehrerin. Warum mich beeilen, als Tote muß ich nicht mehr auf die Zeit sehen. Mein Gedächtnis ist intakt, die Erinnerungen sind greifbarer als die Wirklichkeit. Mein

Leben läuft mit Lichtgeschwindigkeit vor mir ab, stürmt unversehens auf mich ein und zieht sich wieder zurück. Alles, was mir zu Lebzeiten verborgen blieb, kommt in unregelmäßigen Abständen wieder. Als Zeugin des Sichtbaren und des Unsichtbaren kann ich nun alles erzählen.

Erinnerungen in bunter Folge, im Dunkeln ist das Durcheinander groß. Ich nehme diese ungeordneten Verweise auf die Vergangenheit hin, ohne dagegen ankämpfen zu können. Warum soll ich mich wehren, wenn die glücklichen Momente wieder auftauchen? Insbesondere meine Anfänge als Lehrerin an der Kunstakademie, da war ich dreißig Jahre alt und hatte ebenso viele Schüler vor mir. Meinen ersten Kurs gab ich im September, zwischen den hochsommerlichen Hundstagen und der milden Wärme des Herbstes.

Meine Schüler beobachteten meine genauen Handgriffe. Ich färbte das Blatt. Ich bestrich es mit einem klebrigen Präparat, tauchte es in Teesud und trug dann eine Schutzschicht auf, damit die Tinte nicht in die Fasern eindringen konnte. Das getrocknete Blatt polierte ich mit einem Feuerstein, meine faszinierten Schüler wiegten sich im Rhythmus, in dem der Stein über das nun seidenweiche Papier glitt. Mit Hilfe von Fäden, die ich in gleichmäßigen Abständen spannte, zog ich Linien, dann überließ ich meine Hand der Sprache des Propheten und dem *kalem*, das die schwarzen, dicken Striche eines *hadith*⁶

⁶ Überlieferter Bericht von den Worten und Taten des Propheten.

zeichnete. Ich sah, wie die Tinte floß, meinen Befehlen zuvorkam. Der flüssige Ruß kannte diese ersten Schritte der Einführung in die Kalligraphie sehr gut. Aber es machte mir Spaß, ihn noch zurückzuhalten, während er es eilig hatte, aufs Papier zu gelangen. Durch eine schwarze Träne, die auf das Blatt kleckste, glaubte er mein Mitleid zu erregen. Ich begann zu schreiben; die Spitze der Rohrfeder zog sich vor Traurigkeit zusammen und ertränkte ihren Schmerz im Tintenfaß. Ihre Aufgabe schien ihr plötzlich unerträglich. Manche *kalem*, sagt man, ruinieren ihre Spitze, verstümmeln sich grausam, um ihrer Laufbahn als Henker ein Ende zu machen. Die ungeduldigen Kalligraphen schneiden sie schräg ab und werfen die Spitze zum Abfall. Ein abgeschnittenes *kalem* hat eine kürzere Lebenserwartung als ein neues.

Meine Schüler ahnten nichts von dem Leben, das in jedem meiner Werkzeuge steckte, und betrachteten die Szene wie ein Stilleben. Anfangs unterwürfig, hatten meine Schreibgeräte die akademischsten Übungen akzeptiert: verschlungene Blumenspiralen, mit Gold illuminierte Ränder. Dann wurden sie zu Komplizen meiner Kühnheit. Ich begann die Buchstaben zu quälen, verbannte sie in die obere Ecke der Seite, drängte sie zusammen, bis sie erstickten. Die Wörter überlappten sich, brachten sich gegenseitig um. Ein kunstvolles und methodisches Massaker, ein virtuoser Kampf. Ich wagte, was meine Vorgänger sich nie hätten vorstellen können.

Eines Tages bekam ich Lust, die Buchstaben zu dehnen und damit dem Gesetz der Schwerkraft zu trotzen.

Der Name Allahs, in monumentalen Buchstaben geschrieben, warf mir einen schwarzen Blick zu, der mich vor Schreck erstarren ließ. Zu der Zeit, als ich die Kalligraphenschule des Sultans besuchte, hätte ich mir solche Überschreitungen niemals erlaubt.

Auch ich unterwarf mich den traditionellen Übungen, illuminierte Korane, verzierte die Ränder mit Rosetten, schmückte sie mit *unvan*⁷ und *cedvel*⁸. Besonders gut gelang mir die Illustration der Gebetbücher zum Lob des Propheten, auf einer Doppelseite malte ich das Heiligtum von Mekka und gegenüber das von Medina. Zwei heilige Stätten, geschützt von ein und derselben Ringmauer aus Backsteinen. Und dann die Grabmäler der Gefährten des Propheten mit ihrer Kuppel in kräftigen Farben.

Mein Lehrmeister, der große Mustafa Osman, staunte, wie unternehmungslustig ich war, und kritisierte meine Flinkheit, er, der sich tagelang in seiner Werkstatt einschloß und jeden menschlichen Kontakt ablehnte, um in aller Ruhe sein letztes Werk zu durchdenken, die *tugra*⁹ des Sultans Abdülaziz.

Es kam vor, daß einer meiner Schüler mir die Frage stellte, die alle Generationen mir früher oder später stellen sollten: »War es schwierig für Sie, sich in diesem männlichen Beruf durchzusetzen?« Meine Antwort befriedigte

7 Illuminiertes Zierstück am Anfang der Suren.

8 Goldene Umrandung des kalligraphischen Textes.

9 Namenszug des osmanischen Sultans, mit dem Dokumente und offizielle Schriftstücke beglaubigt wurden.

ihre Neugier nie, sie waren nur halb überzeugt. Ich antwortete ausweichend, sprach von meiner Beharrlichkeit, vom unermüdlichen Fleiß während meiner Lehrjahre bis zum ersten mit Staunen vermischten Kompliment meines Lehrers. Ich hatte mir einen Namen gemacht, ohne je besonders hervorgetreten zu sein.

Damals fiel ich in der Werkstatt nicht weiter auf, ich war die Assistentin gelehrter und vom Wort Gottes be-seelter Greise. Ich bereitete Papier und Tinte vor, reinigte die Geräte und räumte sie auf, sorgte für den reibungslosen Betrieb und manchmal die Sauberkeit des Ateliers. Ich kümmerte mich um das Wohlbefinden der alten Relikte der Hohen Pforte. Selim, der hundertjährige Kalligraph, konnte nur auf dem Diwan liegend arbeiten, das eine Bein der Stabilität halber angewinkelt. Ich mußte ihm Kissen in den Rücken stopfen, das dünne, knochige Bein lockern, die Wade massieren, wenn ein stechender Schmerz sie durchfuhr. Ich mußte auch, entsprechend der Jahreszeit, eisgekühlte oder heiße Getränke anbieten, um den übelriechenden Atem der Alten zu erfrischen. Nur Mehmet, der Lahme, trank nie, er hatte mit seinem Bein den Durst verloren. Seine Familie hatte ihn dabei ertappt, wie er den trockenen Kaffeesatz vom Morgen schluckte. Er lehnte jede Hilfe beim Hinsetzen ab. Um ihn nicht zu demütigen, sollte ich seinen Blick meiden, bis er saß. Er war einst ein großer Kalligraph, nun litt er unter seinen körperlichen Einschränkungen und ertrug kein Mitgefühl. Er wollte Autorität und Furcht einflößen.

Kurz, ich beaufsichtigte das Gebäude, das diesen Al-

ten zugestanden worden war, nachdem Atatürk das arabische Alphabet und damit die Kalligraphie und die Kalligraphen geächtet hatte. Das Zittern ihrer Hände wurde von Tag zu Tag schlimmer. Aber sie setzten ihren Ehrgeiz darein, ihren Verfall zu verbergen, und sondernten sich ab, um den zudringlichen Blicken zu entgehen. Niemand kam es in den Sinn, ihre Arbeit zu beurteilen, aber untereinander sprachen sie ausgiebig darüber und beschrieben detailliert ihre imaginierten Meisterstreiche. Meine Werkstatt war der Zufluchtsort geträumter Kunstfertigkeit, ein Altersheim für überhebliche Greise und das Vorzimmer des Todes. Am Ende des Tages sammelte ich die bescheidenen Werke ein, ohne einen Blick darauf zu werfen, und machte mich an ihre Zerstörung.

Als einzige Frau, die dieses Häuschen betreten durfte, hatte ich lange Zeit ihre ironischen Kommentare erduldet; wegen meiner großen Augen mit den hängenden Lidern nannten sie mich Kamel oder wegen meiner langen dünnen Beine Giraffe. Mehmet beklagte bei mir das Fehlen von Rundungen und veranschaulichte seine Worte, indem er die Form eines dicken und eines mageren *mim*¹⁰ andeutete. Der Schwung des Buchstabens sei ebenso wichtig wie der breite Hintern einer Frau oder wie ein üppiger Busen, erklärte mir sein Nachbar und zeichnete ein obszönes Graffito an die Wand. Nur Selim verschonte mich. Er malte immer noch, seine Hand blieb sicher und hatte an Geschicklichkeit gewonnen. Es war, als hätten

10 Der Buchstabe M im Arabischen.